

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **46 (1952)**

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen — Comptes rendus

Ernst Schmid: Heilige des Tessin in Geschichte, Legende und Kunst. Mit 20 Abbildungen, 256 Seiten, in Pappband Fr. 10.90. Verlag Huber & Co. AG. Frauenfeld 1951.

Der durch seinen duftigen « Tessiner Kunstführer » (6 Bändchen, Verlag Huber & Co. AG.) sehr bekannte und verdiente Autor hat nach eigenem Geständnis das neueste Buch auf Wunsch der Lesergemeinde geschrieben. Der schmucke, kleine Band ist irgendwie als Zusammenfassung, doch ebenso sehr als Erweiterung und Ergänzung gedacht. Vor allem will der Verfasser den Kunstfreund, der auf seinen Ferienwanderungen so gerne die tessinischen Kirchen und Kapellen besucht und bestaunt, mit Name und Persönlichkeit der Kultheiligen vertraut machen, ihm zu besserem Verständnis von Skulptur und Malerei den Sinn der vielfältigen Kunstsymbole erschließen.

Es ist kein geringes Verdienst, daß er dabei die farbenfrohe und lebensprühende « Legenda aurea » in den Vordergrund rückt. Die um 1293 vom Dominikaner Jakob von Voragine angelegte Sammlung ist *das* Heiligenbuch, nicht nur des späteren Mittelalters, sondern bis weit in die Neuzeit hinein; sie ist der beinahe unerschöpfliche Quell, aus dem die Volksfrömmigkeit so gut wie die künstlerische Inspiration in reichem Maße geschöpft haben. Mit Recht benützt der Verfasser sodann den « Liber notitiae sanctorum Mediolani », worin der Priester Gottfried da Bussero gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine hochinteressante Übersicht über die Kultstätten des mailändischen Sprengels sowie mannigfache Winke und Andeutungen über Herkunft, Beweggründe und Art der Kulte gibt. Auch die komaskischen Historiker (ROVELLI G., Storia di Como, und TATTI P. L., Degli Annali sacri della Città di Como), des weiteren die Visitationsakten aus der Zeit des mailändischen Erzbischofs S. Carlo Borromeo († 1584) und des komaskischen Bischofs Feliciano Ninguarda († 1593) zieht er zu Rate. Die Darstellung will Geschichte, Legende und Kunst zum einheitlichen Bilde vereinigen, was jedoch nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten zu bewerkstelligen ist. Um der geschichtlichen Treue willen müht sich der Verfasser, moderne, kritische Biographien und Abhandlungen zu befragen, etwa bei Ambrosius, Bernhard von Clairvaux usw. In einzelnen Kapiteln fehlt indessen die erwünschte Vollständigkeit. So bleiben z. B. für die Erhellung des Mauritiuskultes, ergänzend zur Passio des Eucherius, noch weitere, wichtige Zeugnisse zu verwerten. Im Abschnitt über St. Remigius müßte u. a.

das Zeugnis des Bischofs Nicetius von Trier um 525 berücksichtigt werden, das mit Gregor von Tours den Einfluß der Clotilde bei der Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig nachdrücklich unterstreicht.

Zu bedauern ist, daß der Verfasser, wohl um seinem Buche nicht einen allzu großen Umfang zu geben, die aus den Büchern des Alten und des Neuen Testaments geläufigen Heiligengestalten beiseite gelassen hat. Es hält schwer, sich ein Tessin ohne Maria, Johann Baptist, Stephanus, Petrus, die Apostelkulte insgesamt vorzustellen! Von den biblischen Gestalten werden der Erzengel Michael in den mailändischen, die hl. Mutter Anna in den komaskischen, Martha in den fränkischen Kreis aufgenommen. Der Gedanke an die Kreise drängt sich bei der Betrachtung der Gesamtgeschichte wie von selbst auf; nicht leicht ist es jedoch, die einzelnen Gestalten dem richtigen Kreise einzugliedern. Ohne Zweifel sind die kirchlichen Zentren, etwa Mailand, Como, Aquileja u. a., sehr einflußreich gewesen und geblieben, und trotzdem boten sich in bestimmten Fällen, namentlich in späteren Zeiten, vielfache, fernere Möglichkeiten. Während Hilarius und Remigius wirklich in die fränkische Zeit hinaufreichen und mit Fug und Recht als fränkische Heilige bezeichnet werden dürfen, gilt das nur für die erste Phase des St. Martinkultes. Der Bischof von Tours ist früh in Rom, in Mailand und anderswo heimisch und beliebt geworden. Müßte man wohl nicht, vor der Zuteilung in bestimmte Kreise, eine nicht unbeträchtliche Gruppe von Heiligen zusammenfassen, die zwar vorzüglich in Rom oder sonstwo verehrt, seit der karolingischen Zeit aber nachweisbar in ganz Italien und weit über die Alpen hinaus in der abendländischen Kirche angerufen und mit einem liturgischen Gedächtnis geehrt wurden? Die überlieferten Sakramentarien weisen deutlich den Weg, auch für die folgende Entwicklung. Die allgemein kirchliche Verehrung z. B. hat die Diakone Stephanus, Laurentius und Vinzenz von Saragossa zum beliebten Dreigestirn vereinigt. Auch die Nothelfergruppe dürfte so entstanden sein. Wieder in der Gesamtkirche wurde, mit dem wachsenden Einfluß der Renaissance und des Humanismus, St. Hieronymus zum allverehrten Gelehrtenheiligen. Vor allem sind die grundherrlichen Verhältnisse mit dem Eigenkirchenwesen von entscheidender Bedeutung; sie kündeten da und dort den Einfluß norditalienischer, bischöflicher und mönchischer Stifte, wenn auch das Tessin vorab seit der Ottonenzeit, zuerst wegen der Lukmanier- und dann der Gotthardstraße, ein Paßland gewesen ist. Auch lassen sich, zumal im späteren Mittelalter, die Bettelorden der Franziskaner, Augustiner, Serviten, und die sehr verbreiteten Humiliaten etwa in den Kulturen eines Bernhardin von Siena, Nikolaus von Tolentino, Abt Anton und Katharina deutlich erkennen.

Die Verbindung von Legende und Geschichte ist ein sehr heikles Problem. H. Delehaye, der bekannte Bollandist, hat in seiner Studie « Cinq leçons sur la méthode hagiographique » (Subsidia hagiographica 21, Bruxelles 1934) nach lebenslanger Erfahrung und mit bewundernswertem Scharfsinn die unentbehrliche Anleitung für die richtige Verwertung der Legenden gegeben. Wenn die Legende auch pietätvoll zu behandeln ist, so muß sie doch nach streng wissenschaftlichen Merkmalen vorerst auf den zuverlässigen Kern und die sagenhafte Ausschmückung sondiert werden.

Die scharfe Sichtung ist vor allem auf die Berichte der « *Legende aurea* », aber auch die legendarischen Zutaten des « *Liber notitiae* » anzuwenden. St. Syrus, der Bischof von Pavia, wird in der Legende mit Hermagoras von Aquileja (2. Jahrh.) zusammengebracht; allein die älteste überkommene Bischofsliste von Pavia, der J. P. Kirsch nachgespürt hat, setzt ihn deutlich ins 4. Jahrhundert. Andererseits ist die Ortstradition wieder sehr wichtig, so etwa die mailändische, die in bewußtem Gegensatz zu den übrigen Kirchen die Lieblingsheiligen der Stadt stetsfort « St. Protas und Gervas » nennt.

Gerne folgt der Leser dem Autor auf den vielen Wanderungen zu den Grabstätten und Kultzentren der Heiligen. Gleichsam in der Begeisterung, die ihm dort eingehaucht worden ist, hat der feine Kunstfreund und erfahrene Deuter oft seinen Text niedergeschrieben. Sein lebhafter Geist macht Abschweifungen, wirft Probleme auf. In diesen oft sehr knappen Nebenbemerkungen allerdings liegt gelegentlich die Gefahr oder die Ursache eines Mißverständnisses. So bezüglich des römischen Primats, im kurzen Satze, den der Autor der Schilderung des Comer Bischofs Abundius (Mitte 5. Jahrh.) und seiner Tätigkeit für die Anerkennung der päpstlichen Jurisdiktion in der Ostkirche anfügt (S. 108): « Leo I. brachte neue, nie gehörte Töne in die katholische Kirche ». Müßten nicht, um die kapitale Frage nach dem Primat zu beantworten, vorerst viele, ältere Zeugnisse (Polykarp von Smyrna, Justin, St. Cyprian, Origines u. a.) genau verhört und interpretiert werden? Ein gewisses Unbehagen weckt auch der Satz (St. Karl Borr. S. 70): « Karls Werk bedeutet aber auch die Verschärfung der konfessionellen Gegensätze und die Gründung des Sonderbundes mit dem unseligen Sonderbundskrieg ». Tatsache ist, daß in Zeiten großer, beidseitiger Unduldsamkeit die katholischen Orte im Jahre 1586 den sog. Goldenen Bund eingingen, der erst bei der Erneuerung im Jahre 1656 der « Borromäische Bund » geheißen wurde. Damals wurde Karl zum Schutzheiligen der katholischen Eidgenossenschaft erkoren. Der Sonderbund aber ist die Frucht großer Erregtheit im liberal-radikalen und im konservativen Lager und entstand im Jahre 1845. Auch die äußerst bedeutsame Reform der Kapuziner entsprang nicht einfach einem lächerlichen Streite, ob die spitze oder die runde Kapuze zu bevorzugen sei, sondern tiefgreifenden Auseinandersetzungen betr. das innere klösterliche Leben.

Daß indessen der Verfasser mit solch gelegentlichen Bemerkungen keineswegs die Katholiken treffen wollte, beweist am besten die Einleitung. In wohl überlegten und klaren Ausführungen sucht er den Leser über Begriff und Bedeutung der Heiligenverehrung zu orientieren und in vorbildlich gläubiger Art die christozentrische Idee, die jedem wahren Heiligenkult zugrunde liegt und liegen muß, hervorzuheben. Er bedient sich als Motto für sein Buch der unvergänglichen Worte des Konzils von Trient (Sess. XXV): « Christus beten wir an, die Heiligen verehren wir. Die mit Christus herrschenden Heiligen bringen die Gebete der Gläubigen Gott dar, und es ist gut und nützlich, sie um ihre Fürbitte anzurufen ».

Zug.

E. Gruber.

Oskar Vasella : Österreich und die Bündnispolitik der katholischen Orte 1527-1529. Rektoratsrede 1948. (Freiburger Universitätsreden. Neue Folge, Nr. 11.) — 122 S. Freiburg 1951.

Der Verfasser der vorliegenden Studie braucht den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst vorgestellt zu werden. Prof. Vasella hat die schweizerische Reformationsgeschichte zum Hauptgebiete seiner Forschertätigkeit gemacht und genießt als einer ihrer besten Kenner ein wohlverdientes Ansehen. Seine Untersuchung über die Bündnispolitik der katholischen Orte zählt zu den bedeutendsten schweizerreformationsgeschichtlichen Neuerscheinungen der letzten Jahre und reiht sich würdig an seine früheren Publikationen auf diesem Spezialgebiet an. Ist es ihm doch gelungen, auf Grund eines meist handschriftlichen Aktenmaterials besonders aus dem Regierungsarchiv Innsbruck und dem Staatsarchiv Stuttgart bisher unerschütterliche Ansichten der « offiziellen » Geschichtsschreibung in wesentlichen Belangen richtigzustellen. Für die Schüler Vasellas stellen die Ergebnisse allerdings keine Überraschungen dar, da sich der Verfasser in seinen Vorlesungen und Seminarübungen schon jahrelang mit diesen Fragen auseinandergesetzt hat.

Der erste Teil bietet die Darstellung der kaiserlich-habsburgischen Diplomatie von 1521-1526, die darauf ausging, « eine franzosenfeindliche Front zu errichten, die unter Führung Zürichs von Schwyz nach Appenzell und Graubünden hinübergereicht und Frankreich im Osten die Beherrschung der wichtigsten Alpenübergänge verunmöglicht hätte » (22). Mit besonderer Prägnanz sind dabei die Rückwirkungen der außenpolitischen Situation auf die innern Entscheidungen der Orte herausgearbeitet. Von diesem universalgeschichtlichen Blickfeld her fällt u. a. ein neues Licht auf den Neutralitäts-Beschluß der Schwyzer Landsgemeinde vom 18. Mai 1522, der nicht allein auf Zwinglis Intervention zurückgeführt werden kann (Göttliche Vermahnung vom 16. Mai 1522), sondern eher dem Einfluß der österreichischen und päpstlichen Diplomatie zugeschrieben werden muß. Ein besonderes Augenmerk ist der sauberen Herausarbeitung der staatsrechtlichen Grundlagen der Beziehungen zwischen Österreich und den eidgenössischen Orten gewidmet (Erbeinung von 1474, 1511 erneuert und 1519 durch Kaiser Karl ratifiziert). Daraus ergibt sich eine zwingende Neubewertung des Waldshuter Vertrages vom Oktober 1524 und damit die längst fällige Korrektur W. Oechslis, Dierauers und der Neubearbeiter von Zwinglis Werken. Überzeugend wird dargetan, daß der Waldshuter Vertrag kein katholischer Sonderbund war, keine gleichsam verräterische Verbindung der katholischen Orte mit Österreich zur Bekriegung Zürichs. Der Waldshuter Vertrag war nicht Angriffspakt, sondern Neutralisierungsversuch. Seine Voraussetzungen waren der Waldshuterhandel und der Ittinger Klostersturm. « Eine Solidarität politisch fremder Untertanen sollte verhindert werden ... Gegenseitige Sicherung der Grenzgebiete war das Ziel beider Teile. So wie die Grenzgebiete durch die Erbeinung politisch neutralisiert waren, sollten sie durch den sogenannten Waldshutervertrag religiös neutralisiert werden. Insofern erscheint dieser wirklich als eine Aus-

weitung der Erbeinung, die infolge einer bedrohlichen kirchlichen Entwicklung dringend geboten erschien » (40). Durch die « Verknüpfung der katholischen Religionspolitik in der Eidgenossenschaft mit der Reichspolitik im kirchlichen Bereich » verzichteten die katholischen Orte keineswegs auf ihre selbständige politische Entscheidung. Vor allem galt das für ihre Außenpolitik, wo ihnen ein Zusammengehen mit Österreich unmöglich war.

Der zweite Teil befaßt sich mit der innenpolitischen Wandlung in der Eidgenossenschaft nach der Badener Disputation. Offensive und Defensive in den beiden konfessionellen Lagern hatten gewechselt. « Jetzt handelte es sich nicht mehr um Isolierung Zürichs, sondern um politische und religiöse Behauptung der innern Orte » (43). Die Offensive der protestantischen Städte begann nach dem Übertritte Berns unter dem Banner des « Gemeindeprinzips », doch galt für ihre eigenen Untertanen das freie Entscheidungsrecht nicht. Hier nun setzten die katholischen Orte zum Kampfe an. Der Vormarsch der neuen Lehre sollte durch das Selbstbestimmungsrecht der Untertanen der städtischen Territorien gebrochen werden. Mit Recht weist der Verfasser auf den Widerspruch hin, der darin lag, daß die Städte zwar den Herrschaftsanspruch in ihrem Territorium mit allen Mitteln verteidigten, das Recht der katholischen Stände in den Gemeinen Vogteien jedoch bekämpften. War aber nicht auch die Haltung der katholischen Orte widerspruchsvoll, wenn sie für das Selbstbestimmungsrecht der protestantischen Untertanen eintraten, bei sich selbst und in den Gemeinen Herrschaften aber davon nichts wissen wollten ? Auch kann ich mich der Ansicht nicht vorbehaltlos anschließen, daß der Grundsatz « der Glaube betreffe die Bünde nicht » einer « Negation allen historischen Rechtes » gleichkommt und den Weiterbestand der Eidgenossenschaft in Frage stellte. Nicht der Grundsatz als solcher war eine Bedrohung, sondern die Gewaltpolitik Zwinglis, die seinen religiösen Grundsätzen vielfach widersprach. Vom christlichen Standpunkt aus muß der Primat des Religiösen über das Politische durchaus anerkannt werden. Eine wirkliche Gefahr drohte erst da, wo religiöse Erfolge durch politischen Druck erzwungen werden sollten. — In der Frage der Abwehr der protestantischen Offensive gab es für die katholischen Orte zwei Lösungen : entweder Verbindung mit der untertänigen Bauernschaft der Städte (ein Weg, den Obwalden im Oberländer Aufstand beschritt), oder Rückhalt in einem neuen Bündnissystem. Weil das erstere ein Abwehrmittel von unabsehbarer Tragweite war und die Glaubensfrage in den Gemeinen Vogteien nie auf Grund des Herrschaftsrechtes gelöst werden konnte, vollzogen die katholischen Orte in ihrer Außenpolitik « eine fast plötzlich Wendung : den Anschluß an Österreich » (58).

Diese Wendung bildet den Gegenstand des dritten Teiles. — Das Burgrecht von Zürich und Bern mit Konstanz war reichsrechtlich anfechtbar, da es gegen den Frieden von Basel (1499) verstieß. Konstanz befand sich nämlich seit 1510 in einem Schirmvertrag mit Österreich. Daraus erwuchs mit der Zeit eine Annäherung der französisch orientierten katholischen Orte an Habsburg. Erst nach dem Abschluß des protestantischen Burgrechts war zum ersten Mal die Rede von einem Bündnis gegen die

Städte. Die Interessen Österreichs und der V Orte widerstritten sich aber in der Mailänderfrage. Trotzdem sich die Stellung Frankreichs zusehends schwächte und die katholischen Orte der Gefahr eines vernichtenden Krieges begegnen mußten, zerschlugen sich im Frühjahr 1528 die Pläne zu einem erweiterten Bündnis mit Österreich. Das Interesse des Kaisers war zu sehr an das Politische gebunden. Erst im September beschlossen die katholischen Stände die Verhandlungen in aller Stille wieder aufzunehmen. V. erbringt den überzeugenden Nachweis, daß bei diesen langwierigen Besprechungen das Burgrecht der Städte mit Konstanz die maßgebliche Rolle spielte. « Es bedingte überhaupt zum ersten Mal eine Verkettung der schweizerischen Religionspolitik mit der Reichspolitik und stand im Mittelpunkt aller Erwägungen über ein Zusammengehen Österreichs mit den katholischen Orten » (81). Ende 1528 herrschte ein unvorstellbarer Nervenkrieg. Gerüchte von einem bevorstehenden österreichischen Überfall liefen bei den Protestanten um. In Graubünden, dessen Verhältnissen V. eine eingehende Analyse widmet, ging der Sturm los. Der Bischof flüchtete, Abt Schlegel wurde verhaftet. « Man war überzeugt, daß im Zuge einer großangelegten Verschwörung aller Katholiken die Protestanten im Lande, mit Hilfe Österreichs und des Kaisers, niedergedrückt werden sollten » (92). Abt Schlegel als « Urheber all dieser Pläne » wurde am 23. Januar 1529 hingerichtet. — (Mit größtem Interesse dürfen wir der vom Verfasser in Aussicht gestellten Schlegel-Biographie entgegensehen.) — Erst auf diesem gewitterdrohenden Hintergrund verwirklichte sich der Bündnisplan mit Österreich. Habsburg wollte auf keinen Fall über eine Defensivallianz hinausgehen. Die gemeinsame Hoffnung beider Vertragspartner war, die protestantischen Städte durch das Bündnis vom Kriege abzuschrecken. Freiburg und Solothurn hielten sich von der « Christlichen Vereinigung », die am 22. April 1529 zum Abschluß kam, fern. Den Charakter des Abkommens faßt V. in die Worte zusammen: « Es ist klar, Zweck des ganzen Bündnis-systems, in welchem Graubünden eine eigene Stellung zukam, war die förmliche Einkreisung der protestantischen Städte, so wie diese die Länderorte umklammert hielten » (112). Aber « die V Orte wünschten trotz des Bündnisses keinen Krieg. Wohl aber hofften sie durch das Bündnis zu retten, was sie immer gefordert hatten: ihre Freiheit im Glauben und ihr Recht in der Regierung über die gemeinen Vogteien » (119 f.). Im streng wissenschaftlichen Nachweis dieses defensiven Charakters der Christlichen Vereinigung liegt eines der Hauptinteressen der glänzend geschriebenen Studie.

H. Wicki.

Die Rechtsquellen des Kantons St. Gallen. 3. Teil: Rechte der Landschaft. 1. Band: Landschaft Gaster mit Wesen. Bearbeitet und herausgegeben von **Ferdinand Elsener**. Sammlung schweizerischer Rechtsquellen XIV. Abt. — Aarau, Verlag H. R. Sauerländer & Co., 1951. xxxii-727 S. Brosch. Fr. 60.—, Halbleder Fr. 75.—.

Mit rühmenswertem Fleiß und in umsichtiger Forschung, wie sie nur innere Liebe zur einmal vorgenommenen Aufgabe zu erklären vermag,

schuf Elsener ein Werk, das durch den vielfältigen Reichtum an Quellen für ein verhältnismäßig kleines Territorium überrascht. Nimmt man zur Mühe der Erforschung auch bescheidener Ortsarchive noch die entsagungsvolle Kleinarbeit der Textgestaltung hinzu, dann kann man sich über die Fülle der geleisteten Arbeit wohl Rechenschaft geben.

Man darf sich über die Bedeutung dieser umfangreichen Quellsammlung durch den Titel nicht täuschen lassen; denn sie ist, um es gleich vorwegzunehmen, auch für die kirchliche Rechtsgeschichte sehr ergiebig, deswegen gleich beachtenswert für die lokale Kirchengeschichte wie für die Geschichte etlicher Stifte, und sie greift damit auch in die Geschichte der Bistümer ein. Gerade der Gehalt an kirchlichen Rechtsquellen zeichnet diesen Band vor manchen andern der großen Sammlung schweizerischer Rechtsquellen aus. Man spürt die besondere Liebe Es. zu diesem Zweig der Rechtsgeschichte, gedenkt er doch, wie er im Vorwort xxvi f. bemerkt, die inzwischen durch die vorbildliche Inventarisierung katholischer Pfarrarchive St. Gallens nachträglich bekannt gewordenen Quellen samt jenen in einem Statutenband des Landkapitels unter der Landquart (jetzt bei Pfarrer und Dekan E. Hüppi in Valens) enthaltenen Stücken in einem Ergänzungsband zugänglich zu machen. Man wird eine solche Veröffentlichung umso lebhafter begrüßen, als die kirchliche Verfassungs- und Rechtsgeschichte in der Schweiz im allgemeinen nicht die verdiente Pflege findet.

Die eigenartige Verkehrslage der hier berücksichtigten Gebiete — Gaster und Wesen — bedingen auch den besonderen Charakter mancher Quellen, so die zahlreichen Ordnungen über Fischerei und Schifffahrt (vgl. bes. Nr. 26 und Nr. 28: Schifffahrtsordnungen von 1573 und 1584); bei Gaster ist natürlich das Herrschaftsverhältnis zu Schwyz und Glarus in vielen Bezirken des Rechtslebens maßgebend. Hier sei nur kurz erläutert, warum sich dieser Band für die Kirchengeschichte recht gewichtig ausnimmt. Da ist vorerst an die bedeutsame Stellung des Damenstiftes zu Schänis zu erinnern, dessen Bestand an Archivalien infolge schwerer Verluste leider stark zusammengeschmolzen ist. Nicht zu übersehen ist das Dominikanerinnenkloster zu Wesen mit manchen eigenartigen Beziehungen zu Pfarrei und Gemeinde (s. Nr. 340: Abkürzung zwischen Frauenkloster und Pfarrer, 1735!). Auch besaß das Stift Einsiedeln im Amt Kaltbrunnen ansehnliche kirchliche und andere Rechte. Endlich lag sozusagen das gesamte erfaßte Territorium im Schnittpunkt zweier Bistümer: Konstanz und Chur. Das alles ergibt vielverzweigte Beziehungen, mancherlei Auseinandersetzungen, damit aber auch stets erneuerte Versuche zur Festlegung der Rechte.

Natürlich weist diese Sammlung auch eine große Zahl von Urkunden zur Pfarreigeschichte auf: Stiftungsbriefe und Trennungsurkunden, Pfarrordnungen. Selbst wenn diese zumeist einer späteren Zeit angehören, ermangeln sie keineswegs des besonderen Interesses, beleuchten sie doch häufig genug das Verhältnis zwischen weltlicher und kirchlicher Obrigkeit. Wieviel besagt z. B. der knapp gehaltene Rezeß von Schwyz an Wesen, daß die Abnahme der Kirchenrechnung ohne Mitwirkung der Delegierten des Bischofs zu erfolgen habe (Nr. 333, 1672) und die andere, ähnliche Tatsache, daß die Ehrengesandten der beiden Schirmorte Schwyz und katho-

lisch Glarus anlässlich der Visitation zu Schänis durch den Bischof von Konstanz (!) diesem das Begehren um Einsichtnahme in die Vermögensverwaltung abschlugen und es ad referendum nehmen wollten, im übrigen aber die Normen, wie sie für die beiden Orte für die Feiertage, Prozessionen usw. maßgebend waren, auch für die Landschaft gültig sein sollten (Nr. 64, 1691). Manche Stücke, überschrieben mit dem Titel Kirchenordnung, beziehen sich lediglich auf Rechte und Pflichten des Pfarrers gegenüber der Pfarrgemeinde (so bes. eingehend und bemerkenswert Benken 1781, Nr. 262).

Eine ganze Reihe von Aktenstücken gehört zur Geschichte der katholischen Reform. Erwähnen wir vorerst den Reformationserlaß des Bischofs von Chur für das Kloster in Wesen (Nr. 322, 1626), vor allem aber die Constitutiones und des Decreta des Bischofs (Nr. 29 f., um 1590 und 1605), die Visitationsdekrete von 1663 und 1772, die sich auf das alte Kapitel Unter der Landquart beziehen (Nr. 46, 129). Diese und andere Stücke, Visitationen der Bischöfe betreffend (so Nr. 78, 1711 ; Nr. 120, 1761), sind ja freilich nur in den Teilen wiedergegeben, welche kirchliche Rechtsverhältnisse näherhin berühren und auch für die Landschaft Geltung besaßen, aber auch so bieten sie eine wertvolle Wegleitung zu weiteren Forschungen. Auf manches andere könnte verwiesen werden: auf das Spolienrecht (Nr. 199 : Schänis, 405 u. 425 : Einsiedeln), das kirchliche Asylrecht (S. 215), die Wallfahrten (nach St. Sebastian bei Schänis, Wiederaufnahme 1564 : Nr. 21 mit Verbot des Weintrinkens ! ; nach Einsiedeln : Nr. 139, Rangstreitigkeit zwischen Schänis und Kaltbrunnen). Selbstverständlich fehlen auch die Sittenmandate der Obrigkeit nicht, so gegen das Tanzen und Spielen u. a. m. (Vgl. etwa das Landsmandat 1734-36, Nr. 101, mit Verbot auch des Klausengehens, sowie einer Bestimmung über das Tabakrauchen, s. dazu den Hinweis auf das Mandat von 1712(13, Art. 33.)

Bei diesen Hinweisen müssen wir es leider bewenden lassen. Die Transkription der Texte ist, soweit wir sehen, sehr sorgfältig. Die Sprache des 17. und noch mehr des 18. Jahrhunderts ist übrigens keineswegs so leicht verständlich. Druckfehler sind selten (Versehen S. 454 Z. 5, ebd. Z. 35 unverständliche Klammern, S. 34 stimmen die Anmerkungsziiffern nicht überein. Beiläufig einige Versehen zu S. 412, Z. 8 wohl quodque st. quisque, Z. 14 : cooperari wie S. 417 Z. 147 Z. 18 st. cooperando, Z. 34 : reempcionis sr. reempcionem ; S. 413 Z. 17 : submittendi, Z. 19 : Verum quia wie S. 418 Z. 23, Z. 28 salutis animarum intuitu wie S. 418 Z. 32, Z. 30 : fructum wie S. 418 Z. 34 ; S. 418 Z. 21 : apprehendendorum).

Es ist schon öfters mit Recht hervorgehoben worden, daß die Sammlung der schweizerischen Rechtsquellen von Historikern allzusehr übersehen wird, obgleich ihre Bände, so auch dieser, über ausgezeichnete Register verfügen. Möge dieser Quellenband, für den ihrem Bearbeiter aufrichtiger Dank zu zollen ist, vermehrte Beachtung finden.

O. Vasella.

Jacques Godechot : « Histoire de Malte », Paris (Presses universitaires de France), 1952, 128 pp.

Il semble indiqué de signaler cette publication puisqu'elle est destinée à être largement diffusée ; elle paraît en effet, comme N° 509, dans la collection « Que sais-je ? ». A vrai dire, il faut plutôt mettre en garde contre ce genre de vulgarisation, car l'auteur, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse, est avant tout un spécialiste de l'histoire de la Révolution française et, comme beaucoup de ses compatriotes, trop enclin à regarder tous les événements et toutes les institutions sous l'angle révolutionnaire et français. Il faut même le suspecter de n'avoir lu que fort superficiellement une bonne partie de la littérature qu'il cite, car comment expliquer autrement qu'il mentionne par exemple l'édition française de l'ouvrage de Louis de Boisgelin (« Malte ancienne et moderne », Paris 1809), en donnant comme années de parution « 1809-11 ? » Il préfère évidemment D. Miège (« Histoire de Malte », Paris 1840), ancien fonctionnaire de Napoléon, auquel il emprunte de larges passages lorsqu'il s'agit de discréditer le gouvernement des chevaliers de St-Jean, tombé en réalité plutôt par l'aveuglement de ses chefs que par des fautes structurelles.

Nous nous bornons ici à la partie du livre relative à l'ordre religieux et militaire des Hospitaliers de St-Jean. Les institutions de l'Ordre (sur lesquelles l'auteur aurait consulté utilement Edwin James King, « The Knights Hospitallers in the Holy Land », Londres 1931, p. 64 sq., et le chapitre « resté célèbre pour ses erreurs » — Godechot dixit — de Vertot, « Traité du gouvernement ancien et moderne de l'Ordre religieux et militaire de saint Jean de Jérusalem ») semblent n'avoir été qu'à peine comprises de l'auteur. Il cite le « Cartulaire » de Delaville le Roulx (Paris 1894 sq.), mais prétend (p. 36) que Pascal II aurait « fixé les règles de l'Ordre » en 1113 : il n'en est rien. L'auteur fait (*ibid.*) des seuls chevaliers de justice le corps combattant de l'Ordre ; il confond les donats avec les « aspirants-chevaliers », c'est-à-dire les chevaliers « de minorité », qui ne paraissent cependant que depuis 1631 ; il prétend que les chevaliers d'honneur et de dévotion (terme moderne) ont été « institués » au XVIII^e siècle et auraient été dispensés « de la plupart » des vœux, alors que, malheureusement, ils n'en font aucun. La remarque (p. 37) que les « chevaliers et sergents, s'ils prononçaient les triples vœux, n'étaient guère inquiétés lorsqu'ils ne les observaient pas », caractérise l'esprit avec lequel l'auteur écrit l'histoire.

De la vraie organisation de l'Ordre (p. 37 sq.), il ne se préoccupe pas davantage : on peut dès lors se demander pourquoi il en parle. Les commanderies n'étaient en réalité pas « groupées en bailliages sous la direction d'un bailli » : seul celui de Brandebourg avait des commandeurs sous ses ordres. L'auteur écrit régulièrement « Turcoplier » au lieu de Turcopolier qui était, à Malte, le chef non des inexistantes « flotilles » de gardes-côtes, mais de ces derniers, qui formaient les garnisons des tours de garde distribuées le long des côtes de l'île, où elles existent en bonne partie encore aujourd'hui. Les erreurs qu'il propage en parlant (p. 39 sq.) du grand-maître, de son élection, etc., sont également nombreuses.

Disons enfin un mot de la situation lors de l'attaque des Français contre Malte en 1798. L'auteur prétend (p. 75) que l'Ordre ne disposait pour sa défense que de 332 chevaliers et d'environ 2000 hommes de milices peu sûres. Ceci est contredit et par le contemporain Boisgelin (282 chevaliers en état de porter les armes, et 6900 hommes de troupes) et par le très exact statisticien qu'est Miège (environ 7000 hommes en tout), tandis que Mayer de Knonau (chevalier en 1792, que Hellwald appelle un imposteur) indique, et après lui Michel de Pierredon, en enflant le nombre des milices maltaises qu'on aurait pu mobiliser, le chiffre de plus de 17 000 hommes, ce qui aurait certes amplement suffi pour une défense. On a voulu interpréter le fait que quelques chevaliers français ont été assassinés par la populace comme significatif de l'hostilité des Maltais envers l'Ordre. Ne faudrait-il pas y voir plutôt de la clairvoyance, et les traîtres n'étaient-ils pas davantage dans les propres rangs des Hospitaliers, à commencer par le commandeur Jean de Bosredon-Ransijat, plus tard président de la municipalité instituée par les Français, jusqu'à l'abbé (plus tard défroqué et colonel français) Belgrand, le propre frère du général Vaubois, que Napoléon laissa en qualité de commandant à La Valette (qu'il réussit à tenir avec moins de 5 000 hommes pendant deux années !) ? La quarantaine de chevaliers français qui s'embarquèrent avec la flotte révolutionnaire pour l'Égypte en dit long, et l'aimable complaisance avec laquelle pour ainsi dire tous les auteurs français récents citent le mot de Napoléon, que « les chevaliers ne firent rien de honteux », les empêche régulièrement de mentionner l'opinion contraire, sinon cette autre réflexion que « Bonaparte reconnaissait le tort qu'il avait eu en ôtant Malte aux chevaliers » (Mathieu Molé « Souvenirs d'un témoin de la Révolution et de l'Empire, 1791-1803 », Genève 1943, p. 135). Le soulèvement de toute la population maltaise contre les Français pillards et sacrilèges démontre d'ailleurs clairement ce qu'un grand-maître fidèle aux traditions de son Ordre et à ses devoirs jurés aurait pu et dû faire de ses sujets.

C'est certainement à tort que, 150 ans plus tard, l'actuel gouvernement de l'Ordre a mis en avant le nom de Malte, ce qui est plutôt contraire à l'essence religieuse de l'institut des Hospitaliers. Il l'a fait peut-être par nationalisme italien (parce que le Magistère se trouve à Rome ?) et l'un des derniers résultats a été, à son égard, l'affront que s'est permis un ambassadeur britannique en rayant le grand-maître de l'Ordre de « Malte » de la liste des invités d'une maison princière lors de la visite de l'actuelle reine Elisabeth II à Rome, au printemps de 1951 !

Insistons donc sur la nécessité d'écrire l'histoire de l'Ordre de St-Jean *sine ira et studio*, en se rappelant qu'il s'agit d'un institut religieux et international, (ce dont les avocats de l'Ordre ne semblent malheureusement pas avoir compris grand'chose, à moins qu'il ne faille en accuser les instructions qu'on leur a données : « Il Tempo », Rome, du 5 juin 1952), qui est au-dessus des différents nationalismes, lesquels ne devraient plus être de mise à notre époque.

H. C. de Zeininger.

Histoire de l'Église dirigée par A. Fliche et E. Jarry. T. XIII. Le Mouvement doctrinal du IX^e au XIV^e siècle, par Aimé Forest, F. van Steenberghen et M. de Gandillac. — Paris, Bloud et Gay, 1951, 480 pages.

Ce volume embrasse six siècles, mais il s'occupe uniquement de l'histoire des doctrines, ou plus exactement de celle des systèmes philosophiques, car il est question, au cours de ces 480 pages, avant tout du problème de la connaissance, de celui des universaux, de Dieu connu par la raison, de la nature de l'âme, de la liberté humaine, mais exceptionnellement seulement de la répercussion des divers systèmes sur l'une ou l'autre des vérités révélées. Ce volume autrement dit, nous donne davantage une histoire de la philosophie chrétienne au moyen âge qu'un exposé de théologie positive.

La tâche a été répartie entre trois spécialistes : M. Forest, professeur à la faculté des Lettres de Montpellier, s'est chargé de la période qui va de Jean Scot Erigène jusqu'aux grandes écoles, urbaines et monastiques, celle de Saint-Victor en particulier. Deux tendances se dessinent : Gilbert de la Porrée est l'inspirateur du mouvement progressif, tandis que c'est dans l'école de Pierre Lombard que se recrute le parti conservateur.

M. van Steenberghen, professeur à Louvain, connu par ses travaux sur Siger de Brabant, résume le mouvement des idées au cours de la première moitié du XIII^e siècle. Au platonisme chrétien, inspiré par saint Augustin avant tout, mais influencé aussi par le néoplatisme, position qui est encore celle de saint Anselme et de toute la doctrine médiévale avant l'entrée d'Aristote, succède un aristotélisme mitigé, vu tout d'abord au travers des paraphrases d'Avicenne et expliqué ensuite par le commentaire littéral d'Averroès (qui ne suscita aucune méfiance jusqu'en 1250). L'aristotélisme latin a toujours été néoplatonisant. Il en a d'ailleurs été de même chez les Arabes et chez les Juifs.

Après avoir parlé des universités de Paris et d'Oxford, M. van Steenberghen présente brièvement les grandes synthèses doctrinales : saint Bonaventure, saint Albert le Grand, saint Thomas. Il note que ce dernier a fait à ses devanciers plus d'emprunts qu'on ne le croit ordinairement. Son système est « un rajeunissement et un approfondissement original de la pensée grecque ; en métaphysique, il est un platonisme spécifié par l'aristotélisme plus encore qu'un aristotélisme platonisant » (p. 260). « La *philosophie* de saint Bonaventure et celle de saint Thomas ne s'opposaient pas comme un système augustinien et un système aristotélicien, mais comme deux formes inégalement évoluées de l'aristotélisme néoplatonisant ; plus éclectique chez le maître franciscain, il a pris, chez saint Thomas, la forme d'un système robuste et sans fissures » (p. 296). Quant à Siger de Brabant, il s'est modéré sous l'influence de saint Thomas. Il n'a — pas plus d'ailleurs qu'Averroès — jamais professé la doctrine de la double vérité ; il est demeuré croyant sincère ; en cas de conflit, il opte nettement pour la vérité révélée. Il n'est averroïste que dans la mesure où il professe le monopsychisme. Il n'y a, autrement dit, pas eu à proprement parler d'averroïsme latin au XIII^e siècle, et « la grande condamnation de 1277,

véritable pivot de l'histoire doctrinale de cette époque » (p. 287) doit être située dans son contexte historique ainsi rectifié.

L'auteur discute au besoin les conclusions des historiens de la même période (il me permettra de lui signaler sur Raymond Lulle une étude de M. Sugranyes parue dans un périodique suisse : la *Nouvelle Revue de science missionnaire*, 1950 pp. 81 et sq., travail personnel, basé sur une lecture de Raymond Lulle dans le texte original). Il n'est pas toujours d'accord avec M. Gilson. C'est ainsi que ce dernier estime que l'opposition entre le thomisme et l'augustinisme se pose au sujet de la question de la connaissance ; d'après M. van Steenberghen, la divergence est plus profonde : elle est d'ordre métaphysique.

Dans la 3^e partie, M. de Gandillac, professeur à la Sorbonne, nous entretient des théologiens du XIV^e siècle, personnages dont le nom est souvent évoqué, mais dont la doctrine est en général assez peu connue, de telle sorte qu'on ne se plaindra pas qu'il ait consacré 24 pages à Duns Scot et 35 à Guillaume Ockham. D'autres, tels que Pétrarque, Dante, Marsile de Padoue, Pierre d'Ailly, qui ont été mêlés à des questions d'ordre plutôt politique, sont envisagés dans ces pages avant tout sous l'angle de la doctrine qu'ils ont professée (comme l'avait fait déjà, au Livre I, M. Forest pour Gilbert et saint Bernard). M. de Gandillac s'occupe d'eux, en d'autres termes, non pas en tant qu'hommes de la Renaissance, mais dans la mesure où ils appartiennent encore au moyen âge. Il en parle avec une précision qui lui a suggéré de créer une série de mots nouveaux afin de mieux caractériser leur position philosophique. Il a également consacré un chapitre aux mystiques : maître Eckart, Tauler, Henri Seuse, Ruysbroeck.

L'étude minutieuse à laquelle nos trois auteurs se sont livrés aboutit en général à porter sur les personnages dont ils s'occupent un jugement moins sévère, ou du moins plus nuancé que celui que l'on rencontre habituellement. Il est faux que Jean Scot rejette l'éternité des peines, et malgré les apparences, c'est-à-dire malgré certaines formules dangereuses ou même monistes, il n'est aucunement panthéiste ; c'est le néoplatonisme qui, au travers du pseudo-Denis, inspire sa doctrine, construction hardie peut-être, mais forte et surprenante pour l'époque. Bérenger nie la transsubstantiation, mais pas, à proprement parler, la présence réelle ; sa doctrine toutefois devient plus hésitante à partir du concile de Rome de 1059. Thierry de Chartres a des formules équivoques, mais lui aussi n'est pas panthéiste. Il faut en dire autant de Gilbert de la Porrée, bien que sa terminologie soit embarrassée ; il s'est empressé d'ailleurs de se soumettre après que ses théories eurent été indirectement condamnées aux synodes de Paris en 1167 et de Reims en 1168. Le concile de Sens a dénaturé la pensée d'Abélard, comme déjà saint Bernard, qui décelait en lui une tendance arienne et nestorienne. On en a fait, de son vivant, un subjectiviste parce qu'il soulignait, en morale, le rôle primordial de l'intention. Ce qu'il y a de vrai, c'est que sa théologie de la rédemption risque de conduire à une sorte de moralisme pur. Il reste, dans sa lettre, fidèle à l'augustinisme. Il cherche des explications rationnelles du dogme, tendance novatrice qui présente un danger : celui de subordonner finalement l'autorité

à la raison, alors que son intention était tout simplement de rendre intelligible, par exemple, le dogme de la Trinité. Il fut, lui aussi, en avance sur son temps, un précurseur, hardi parfois, le père, souvent maladroit, de la scolastique. Pas trace non plus de panthéisme chez Alain de Lille, et de même chez Honorius d'Autun, malgré, parfois, l'emploi de la part de ce dernier, de formules équivoques. Le système de Duns Scot appartient à la plus authentique tradition chrétienne ; il ne faut pas taxer trop vite sa psychologie de volontarisme. « Les thèses » univocistes « de sa métaphysique ont donné lieu parfois à de très sottes interprétations panthéistiques » (p. 337). Son désaccord avec saint Thomas au sujet de la loi naturelle porte plutôt sur les mots que sur les choses. Durand de Saint-Pourçain a été suspecté à tort de pélagianisme et il n'y a pas l'ombre chez lui de ce trithéisme dont l'accusaient les dominicains, ses confrères. M. de Gandillac s'efforce de trouver un sens acceptable aux expressions de maître Eckard condamnées par le concile de Cologne qui les trouvait panthéistes ou quiétistes. Quant à Ockham, son nominalisme n'est pas l'essentiel de son système. Il n'est ni subjectiviste ni à proprement parler sceptique et beaucoup moins révolutionnaire qu'on ne l'a dit. Un lecteur prévenu peut être induit « à interpréter dans un sens « luthérien » des textes où les censeurs d'Avignon (et Luther lui-même) ont flairé, avec moins de raison encore, une saveur nettement pélagienne » (p. 446). L'auteur reconnaît cependant que certaines lacunes dans les conceptions d'Ockham ont été la source des pires erreurs.

On pourra ne pas admettre l'interprétation proposée des opinions de l'un des nombreux penseurs — une centaine environ — qui défilent sous nos yeux. On devra du moins reconnaître que, sous une forme condensée mais extrêmement précise et au surplus très bien informée, ainsi qu'en témoignent les renseignements bibliographiques cités en note après la notice biographique consacrée à chacun des personnages étudiés, ce volume, grâce aussi aux rapprochements qu'il permet d'établir, étant donné la longue période qu'il étudie, nous fournit de l'évolution de la pensée philosophique au moyen âge l'exposé le mieux informé et le plus nettement tracé qu'il soit possible de consulter à l'heure actuelle.

L. Waeber.

Joseph Lefèvre : Documents relatifs à la juridiction des nonces et internonces des Pays-Bas pendant le régime autrichien (1706-1794) (Analecta Vaticano-Belgica. 2^e série : Nonciature de Flandre, IX). — Bruxelles, 27 Montagne de la Cour — Rome, Academia Belgica, 1950. In-8°, LX-428 p.

Le nouveau tome des Analecta Vaticano-Belgica, dans la série des nonciatures de Flandre, achève l'étude consacrée par les frères Joseph et Placide Lefèvre aux nonces et internonces des Pays-Bas. Ils fournissent en trois tomes l'analyse de quelque 1800 documents, portant sur l'admission des nonces et leur juridiction. L'ensemble couvre une période de deux siècles (1596-1794). C'est dire l'intérêt de l'ouvrage qui jette sur les rapports

d'un gouvernement et de la papauté, à l'âge de l'absolutisme et du josphisme, un jour remarquable.

Au XVII^e comme au XVIII^e siècle, la mission des nonces n'a pas varié : assurer l'action directe du Saint-Siège sur les populations, maintenir les privilèges de l'Eglise de Belgique, sauvegarder le statut particulier de l'Université de Louvain. Leurs difficultés sont restées les mêmes également. Les internonces, sous le régime espagnol (1596-1706), les nonces, sous le régime autrichien (1706-1794), trouvent en face d'eux un gouvernement très jaloux de son autorité, qui prétend contrôler par le *placet* et le *visa* tous les actes de l'autorité pontificale, y compris ceux qui sont purement de dogme — comme la bulle *Unigenitus* — ou de sacristie tel un décret sur les rétributions de messe ! Secondées par la méfiance du clergé local à l'endroit de l'intervention des nonces, les autorités laïques parviennent si bien à leurs fins, qu'aux derniers temps du XVIII^e siècle on prétendra, non sans raison, que le *placet* du gouvernement suffit à dresser contre l'action du Souverain Pontife une défense bien plus efficace que tout l'arsenal du gallicanisme. Toutefois, les internonces du XVII^e siècle bénéficiaient parfois de l'opposition qui régnait entre le souverain espagnol et la population. Les nonces du XVIII^e siècle, au contraire, sont sans force en face du régime autrichien plus ferme et fortement appuyé sur une série de légistes du pays, anticléricaux décidés, dont le chef-président Patrice de Nény est le type. Aussi les grands honneurs dont on entoure le représentant du Saint-Siège, le grand appareil qu'on leur permet de déployer — brillant qui rejaillit d'ailleurs sur la Cour des Pays-Bas —, dissimulent-ils la destruction progressive et finalement totale de leur efficacité. Ils n'ont quasi plus de juridiction contentieuse et leur juridiction spirituelle (à propos de droit de visite, de droit d'asile, de bénéfices...) est ligotée. Ce qu'il en reste est brutalement supprimé, unilatéralement, par une série de décrets, entre 1781 et 1787. L'affaire du nonce Zondadari, expulsé dans les huit jours de Bruxelles parce qu'on l'accuse d'avoir diffusé sans *placet*, en Belgique, un bref de Pie VI condamnant le livre d'Eybel *Quid est papa?*, est caractéristique de la manière et de la position de Joseph II. Cette violence fut le premier éclat de la crise politique qui amena la révolution brabançonne de 1789 et la chute du régime autrichien. La brève restauration de 1791 améliora pour peu de temps les relations entre deux pouvoirs affaiblis, de nouveau emportés en 1794.

M. H. Vicaire, O. P.

Bulletin de l'Institut historique belge de Rome, fasc. XXVI. — Bruxelles, 27 Montagne de la Cour — Rome, Academia Belgica, 1950-51. In-8°, 279 p. 27 pl. Fr. B. 160.

On trouvera, dans le Bulletin, la chronique et le rapport d'activité de l'Institut historique belge de Rome pour les années 1947-49 et neuf contributions historiques qui dépassent largement le cadre de la Belgique. Ainsi l'étude de René Van Compernelle sur la fondation de Naxos et celle

de Georges Despy : *Les interventions politiques d'Innocent VI (1352-1362) dans les principautés belges, d'après ses registres aux lettres secrètes*. Il s'agit, entre autres, de la guerre de succession de Brabant, à propos de laquelle on affirme d'habitude et sans preuve que le pape agissait à l'instigation de la France. On notera donc particulièrement la conclusion : « Innocent VI a pratiqué dans nos régions une politique de médiation reposant sur son seul prestige moral, une action pacificatrice qui n'était liée ni aux intérêts particuliers des princes belges, ni aux intérêts plus complexes des souverains occidentaux. Il semble bien que ce soit là la cause des échecs qu'il a subis (p. 86). » L'auteur édite 39 lettres d'Innocent VI. Fernand Vercauteren donne l'édition critique d'un document qui intéresse l'histoire économique en même temps qu'il éclaire d'un jour curieux la préparation d'un voyage impérial à Rome : la convocation à Cologne, en 1309, par l'Empereur Henri VII, d'environ 80 financiers lombards installés en Belgique. Jacques Stiennon étudie le scriptorium et le domaine de l'abbaye de Malmédy du X^e siècle au début du XIII^e, d'après les manuscrits de la Bibliothèque vaticane.

M. H. Vicaire O. P.

Adolf Reinle : Die heilige Verena von Zurzach. Legende — Kult — Denkmäler (Ars docta Band VI). — 246 S. mit 28 Abb. im Text und 82 Abb. auf Tafeln. Holbei-Verlag Basel. 1948.

Die Monographie Reinles beschäftigt sich mit einem echten historischen Problem, dessen erfolgreiche Bewältigung freilich eine auf fast alle Bezirke der Geschichtswissenschaft sich erstreckende Bildung voraussetzte, wie sie leider nur sehr selten anzutreffen ist. Die Aufgabe : ein autochthoner Heiligenkult, der in der schweizerischen Vergangenheit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, war auf seine Echtheit (d. h. seinen historischen Kern, seine Entwicklung im Lauf der Jahrhunderte und seine Auswirkungen in Kirchen- und Kunstgeschichte und religiöser Volkskunde im weitesten Sinn zu prüfen. Die Ausgangslage bot sich ungewöhnlich günstig : eine vom landläufigen Klischee in mancher Hinsicht abweichende, in den meisten Einzelzügen erfreulich « individuelle » Kultgeschichte, belegt durch eine während eines vollen Jahrtausends sozusagen lückenlose Überlieferung : schriftliche Zeugnisse verschiedenster Art, Bauten, bildliche Denkmäler, ein leidlich erhaltener Kirchenschatz, eine bis in die Neuzeit ununterbrochene Wallfahrt mit sämtlichen nur wünschenswerten Blüten des damit verbundenen Brauchtums. Aber das alles wollte sorgfältig gesichtet und auf seine geschichtliche Tragfähigkeit geprüft werden. Was an den mannigfaltigen Aspekten der Verenaverehrung ist echt und zugehörig, was ist der Heiligen fremd und von außen zugewachsen ? Welche Schlüsse lassen sich von der verwirrenden Buntheit der Zeugnisse im weiten historischen und psychologischen Rahmen auf einen gesicherten, wahrscheinlichen oder auch nur möglichen Kern ziehen ? Endlich : welche Erkenntnisse ergeben sich aus diesen Dokumenten eines Heiligenkults von immerhin beschränkter Reichweite für die Allgemeingeschichte in ihren verschiedenen Sektoren

(der politischen, Sozial-, Wirtschafts-, Kunst-, Kirchen-, Rechtsgeschichte usw.) ? Es mußte also zunächst die ganze Erscheinung des Verenkultes in ihrer Struktur wie in den Einzelheiten analysiert, der Bau auf seine Festigkeit bis in die Fundamente untersucht und selbst das Terrain gesichert werden. Reinle hat die ersten beiden Fragestellungen unter Einsatz sämtlicher möglichen Methoden hilfswissenschaftlicher Kritik zu beantworten versucht und für die dritte, die den Kreis seines begrenzten Themas sprengte, als Nebenergebnis wertvolle Materialien bereitgestellt, an welchen die Forschung nicht achtlos vorbeigehen wird. Seine Arbeit wird von einer mit dem grundlegenden ersten Teil leider nicht sehr straff verknüpften Monographie über die kirchlichen Kunstdenkmäler Zurzachs ergänzt. Die beiden Abschnitte ergeben zusammen eine umfassende Kultgeschichte, wie sie unser Land in dieser strengen Wissenschaftlichkeit, Vielseitigkeit und Vollständigkeit bisher noch nicht aufzuweisen hatte.

Die Ergebnisse : 1. Die Zusammenstellung der literarischen Zeugnisse (Martyrologien, Kalendarien, Litaneien, Mirakelbücher, die beiden Viten usw.) beweist das Bestehen eines reich ausgebildeten Kultes seit spätestens dem frühen 9. Jahrhundert. Bereits in karolingischer Zeit lassen sich direkte Beziehungen zum Kaiserhaus (Karl III. und Richardis, für welche wahrscheinlich die sog. Vita prior der hl. Verena verfaßt wurde), im 10. Jahrhundert zum burgundischen Königshaus und zu den Herzögen von Schwaben nachweisen, ein Zeichen für das große Ansehen, dessen sich die Heilige und ihr Wallfahrtsort schon damals erfreut haben müssen. 2. Manche Anzeichen (Reinle ist ihnen vielleicht gelegentlich mit übergroßer Vorsicht begegnet und hat z. B. im Fall des 1945 erschlossenen frühmittelalterlichen Zentralbaus eine Auswertung unterlassen) deuten positiv auf einen weiter, in vorkarolingische Zeit zurückreichenden Kult. 3. Kein wesentlicher Zug an der Verena-Vita erscheint als historisch unmöglich, d. h. mit uns bekannten geschichtlichen Tatsachen im Widerspruch stehend. 4. Aus den bildlichen Darstellungen, insbesondere aus dem Grab von 1613, das damals in archaisierender Anlehnung an ein von Reinle mit Recht ins 14. Jahrhundert gesetztes Vorbild neu geschaffen wurde, läßt sich als wahrscheinliche ikonographische Quelle ein gallorömischer Frauengrabstein erschließen. 5. Aus den erhaltenen Zeugnissen sind mythologische Elemente paganen Ursprungs (z. B. ein Quellen- und Fruchtbarkeitskult) herauszulösen, die wohl frühzeitig der geschichtlichen Verenagestalt und namentlich dem an sie anknüpfenden Kult eingeschmolzen wurden. Außerdem geben sich — wenn auch kaum das Wesentliche berührend — normierende Züge zu erkennen, die von der Angleichung an verwandte Kulte herrühren ; wechselseitige Beeinflussung mittelalterlicher Heiligenkulte ist vor allem in der literarischen Ausbildung der Legenden vielfach zu konstatieren. 6. Die von Reinle gesammelten volkskundlichen und frömmigkeitsgeschichtlichen Belege zeigen eine erstaunliche Konstanz der Wallfahrt. Im Kern ist der Verenkult während tausend Jahren nahezu unverändert geblieben.

Reinle folgert, wie bereits erwähnt, aus von ihm beigebrachten und oft überraschend aufgehellten Tatsachen nur mit der größten Zurückhaltung. So wird man in seinem Buch vergeblich nach abschließenden Synthesen

suchen. Er begnügt sich zur Hauptsache mit Wahrscheinlichkeiten und überläßt es dem Leser, das Gewicht seiner Argumente zu wägen. Ein Blick auf das hagiographische Schrifttum unseres Landes belehrt über die Klugheit und Richtigkeit dieses Vorgehens: die Schweiz, die eine große Zahl relativ gut erfaßbarer in frühmittelalterliche Zeit zurückweichender Heiligenkulte aufweist, liegt diesbezüglich noch fast völlig brach, und erst eine durchgehende Aufarbeitung des vorhandenen Materials (d. h. sämtlicher in Frage kommender Geschichtsquellen, und zwar in Hinordnung auf fest umrissene Problemkreise und in synthetischer Auswertung, die an Stelle einer spezialisierten Forschung auf einzelnen Fachgebieten zu treten hätte) könnte eines Tages die Grundlage zu weitem, auf komparatistischem Wege gewonnenen Resultaten legen. In der Kärnerarbeit, die hier noch zu leisten ist, hat Reinle mit seiner Konzentration auf ein einziges Kulturzentrum einen Weg gewiesen, der für künftige Untersuchungen ähnlicher Art vorbildlich werden müßte.

Alfred A. Schmid.

Urkundenbuch der südlichen Teile des Kantons St. Gallen (Gaster, Sargans, Werdenberg). Herausgegeben vom Staats- und Stiftsarchiv St. Gallen. Bearbeitet von Lic. jur. F. Perret. I. Band. 1. Lieferung. 2./3. Jh. - 905. — Buchdruckerei Dr. H. Cavelti, Rorschach 1951. 64 S.

Nachdem die Gebiete der ehemaligen Fürstabtei St. Gallen schon längst ihr Urkundenwerk besitzen, lag es nahe auch den südlichen Teil des Kantons einmal zu erfassen. Für das Sarganserland hatte F. Perret schon früher den Versuch unternommen, ein Urkundenwerk herauszugeben, was aber die Kraft eines Einzelnen überstieg. Nachdem sich nun die staatlichen Institute, wie das Staats- und Stiftsarchiv St. Gallen, hinter diese Aufgabe gestellt haben, ist zu hoffen, daß dem Unternehmen ein voller Erfolg beschieden sein wird. Dies ist umso eher zu erwarten, als dadurch die Geschichte einer Landschaft erschlossen wird, die bis dahin eigentlich noch wenig durchforscht wurde. Sprachgeschichtlich wie verkehrspolitisch und strategisch kommt dieser Welt, wo sich Rätoromanen und Germanen kreuzten, eine ganz besondere Bedeutung zu.

Die Bearbeitung des weitsichtigen Materials liegt in guten Händen. Schon die frühern Arbeiten von F. Perret, neuestens aber auch seine grundlegende Mitarbeit am Bündner Urkundenbuch berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Der Faszikel der heute vorliegt präsentiert sich auch drucktechnisch sehr gut. Vor allem aber zeigt der zu den einzelnen Urkunden beigegebene wissenschaftliche Apparat, daß hier ein Werk im Werden begriffen ist, das allen neuzeitlichen Forderungen entspricht und darum auch die Unterstützung weitester Kreise verdient.

P. Rudolf Henggeler.